«Die Gitarre war eine Waffe»

Billy Corgan traf in den Neunzigerjahren mit seiner Band Smashing Pumpkins den Zeitgeist – und den Geschmack der Massen. Heute überlegt er sich, wie er es mit Musik schaffen könnte, dass die Menschen nicht dauernd auf ihre Smartphones starren.

Mit Billy Corgan sprach Adrian Schräder

Damals in den Neunzigern waren Sie ein bleicher Typ mit Make-up, irrem Blick und seltsamen Outfits, und die Smashing Pumpkins hatten ihre erfolgreichste Zeit. Wieso?
Schwer zu sagen. Ich glaube, dass viele unserer Hörer aus schwierigen Familienverhältnissen stammten. Dass sie die Kehrseite des amerikanischen Traums mitbekommen hatten. Viele Leute, mit denen ich aufgewachsen bin, stammten aus kaputten Familien oder wurden misshandelt – nicht nur ich.

Sie gaben ihnen eine Stimme?
Ja. Viele Bands aus dieser Zeit haben Themen angesprochen, die lange tabu waren. Vielleicht hatte das mit der Revolution der Talkshows zu tun. Als ich aufwuchs, wurde im Fernsehen immer öfter über Misshandlung gesprochen. Ganz Amerika sprach darüber, was bei den Leuten zu Hause passiert.

War diese Enttabuisierung das Erfolgsgeheimnis der Band?
Ich glaube, dass viele Leute genauso verwirrt waren wie wir und sich darin wiedergefunden haben. Und dass eine spezielle Energie in der Luft lag. Grunge war zwar kommerziell erfolgreich, aber überhaupt nicht kommerziell.

Waren Sie bewusst Teil dieser musikalischen Bewegung?
Nein, das war einfach der Zeitgeist. Und wir waren in unseren Zwanzigern und definierten uns über Musik.

Ihre Kindheit und Jugend war nicht spassig, und Sie sind nicht bekannt als besonders entspannt. Trotzdem gelingen Ihnen immer wieder Songs von kantiger Schönheit. Wie?
Das ist einfach: Weil sich diese Pole bedingen. Man lässt sich ja von seinen Gefühlen leiten. Und entscheidet sich dann für Symbole, die für einen eine Kraft beinhalten. Picasso soll die Madonna 42-mal gemalt haben. 42-mal ist er zum Bildnis der Mutter zurückgekehrt. Wenn das kein Zeichen ist! Man kehrt als Künstler immer wieder zu den offenen Fragen seines Lebens zurück.

Ihre Musik ist heute weniger widerborstig als früher. Ihr neues Album wirkt geradezu zutraulich.
Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung. Der Sound ist auch der Zeit geschuldet. Die Neunziger waren eine Zeit grosser emotionaler Aggression. Die Gitarre war eine Waffe. Wenn ich heute solche Musik machen würde, hiesse es, ich lebte in der Vergangenheit. Die Aggression hat ein anderes Gesicht angenommen.

Reflektieren Sie heute auch den Zeitgeist wie mit der Grunge-Musik – oder sind Sie einfach älter und zahmer geworden?
Sehr witzig. Fuck you! Echt jetzt: Fuck you! Was ist denn heute das Klima?! Ein Haufen hypnotisierter Kids vor ihren Smartphones und Computern.

So kommt es einem vor, ja.
Und welchen Sound würden Sie machen, wenn Sie von solchen Leuten umgeben sind?

Wahrscheinlich laute Rockmusik.
Glauben Sie mir: Ich bin ohne weiteres in der Lage, lauten, erbarmungslosen Rock 'n' Roll zu spielen. Aber damit hole ich die Leute nicht aus ihrer virtuellen Zaubershow. Sie erwachen, wenn sie etwas hören, das für sie ein Mysterium ist.

Sie wollen sich einschleichen?
Ich mache nicht Kunst für mich selbst. Dann müsste ich sie ja nicht veröffentlichen. Ich mache Kunst für Leute wie Sie, die aus irgendeinem Grund nicht hinhören. Die will ich erreichen, denen will ich meine Message mitgeben. Und trotzdem mache ich keine Modeschau, keine Freakshow, keinen Porno.

Sie kreierten mit den Smashing Pumpkins ein Monster. Würden Sie gewisse Sachen aus jener Zeit gerne rückgängig machen?
Fuck, wieso sollte ich? Das Monster hat damals richtig auf den Putz gehauen. Deshalb ist es auch 20 Jahre später immer noch ein Thema.

Welche Band wirft derzeit interessante Fragen auf?
Ich glaube, man müsste sagen: U2.

Haben Sie das Gratisalbum gelöscht?
Ich habe kein iTunes, daher gab es nichts zu löschen. Ich werde es mir aber sicher noch anhören. Die ganze Diskussion über die Gratiskultur verfolge ich mit einigem Amüsement. Die Smashing Pumpkins veröffentlichten bereits 2000 ein Gratisalbum. Wir waren die Ersten. 14 Jahre später stecken wir immer noch in der gleichen Debatte.

Haben Sie eine Lösung gefunden?
Nein. Für die Musikindustrie gilt ja nach wie vor: Hier ist ein Stück Plastik, zahl dafür. Hier ein digitales File, zahl dafür. Da hat sich nicht viel geändert seit 2000. Es gibt keine akzeptable Alternative.

Würden Sie wieder ein Gratisalbum veröffentlichen?
Nein. Es war reine Zeitverschwendung.

Also hatten Radiohead nur Glück?
Das ist eine doofe Frage. Das Publikum trifft die Entscheidung, ob es etwas haben möchte oder nicht. Ich habe Alben verkauft, und ich habe Alben verschenkt. Beides hat seine guten und seine schlechten Seiten. Es gibt keinen richtigen Weg. Wichtig ist nur zu wissen: Gute Musik setzt sich immer durch.

Die Probleme der Musikindustrie, sind sie eine spannende Challenge?
Nein, die grösste Herausforderung ist nach wie vor, Musik zu machen, welche die Leute von alleine überzeugt. Dann erübrigen sich alle weiteren Fragen. Wenn sie deine Musik nicht mögen, musst du auf den Knien rumrutschen und betteln. Das werde ich nie tun.

«Mit lautem Rock 'n' Roll hole ich die Leute nicht aus ihrer virtuellen Zaubershow»: Billy Corgan. Foto: Patrick Fraser (Dukas, Corbis)

Das neue Album
Stringent, aber etwas zahnlos

Es ist ganz gut geraten, das zehnte Album, eingänglich wie kaum ein Smashing-Pumpkins-Album zuvor. Aber keines, das an die grossen Erfolge der Neunziger anknüpfen wird und die alte Intensität erreicht. Billy Corgan, 1967 in Chicago geboren, führt seine Söldnertruppe, zu der nur noch Gitarrist Jeff Schroeder als festes Mitglied zählt, durch eine stringente Zusammenstellung von neun Songs, denen etwas die Originalität abgeht. Die Bissigkeit und Unberechenbarkeit, dieses wahnsinnige Brodeln, das der Songwriter im Gespräch zeigt, fehlen weitgehend. *(ads)*

Smashing Pumpkins «Monuments To An Elegy» (BMG/TBA)

Neuer Anlauf für die Salle modulable

Luzern plant ein neues Theater. Seit gestern kann man an der Reuss auch wieder mit der Spende des verstorbenen Mäzens Christof Engelhorn rechnen.

Christoph Fellmann
Luzern

120 Millionen Franken waren versprochen, und 120 Millionen Franken werden fliessen. Nach vier Jahren, in denen sich vor allem Anwälte und Richter mit dem Projekt für eine Salle modulable beschäftigt haben, wurde die Idee für ein neues, flexibel nutzbares Theaterhaus in Luzern gestern neu lanciert. Dies, nachdem sich die Stiftung, die das Projekt vorantreibt, und der Butterfield Trust, der sich auf den Bermudas um das Erbe des verstorbenen Mäzens Christof Engelhorn kümmert, Anfang Woche darauf geeinigt hatten, den Rechtsstreit beizulegen (TA vom Dienstag). 2010 hatte der Trust die Zusage für den Millionenbetrag zurückgezogen.

Nach Abzug von Planungs- und Prozesskosten werden damit 80 Millionen Franken in den Bau des neuen Saals fliessen. Dieser basiert auf der Idee des französischen Komponisten Pierre Boulez für ein Musiktheater, dessen Bühnen- und Tribünenelemente völlig frei angeordnet werden können.

Die Salle modulable soll aber kein reines Opernhaus werden. Die Vertreter von Christof Engelhorn, der Trust und die Angehörigen, sind nun damit einverstanden, dass die neue Bühne auch für Schauspiel und Tanz zugänglich ist. Das bejahte gestern der Jurist Ernst F. Schmid, der den Trust ab sofort im Stiftungsrat der Salle modulable vertritt.

Es fehlt viel Geld

Das trifft sich darum gut, weil Stadt und Kanton derzeit den Ersatz für das 175 Jahre alte Luzerner Theater planen. Und so wird in der Salle modulable nicht nur das Lucerne Festival seine Ambitionen im Bereich des Musiktheaters realisieren. Ausserhalb der Festivalzeit wird, wie es aussieht, das Luzerner Theater den Saal bespielen. Die beiden Planungen werden darum jetzt Schritt für Schritt zusammengelegt: Stadt und Kanton prüfen seit einiger Zeit diverse Betriebsmodelle für das neue Luzerner Theater. Wenn Ende 2015 ein Vorschlag auf dem Tisch ist, wird auch eine erste grobe Machbarkeitsstudie zur Salle modulable vorliegen.

Dann bleiben noch drei Jahre. Bis Ende 2018 verlangt der Trust den Nachweis, dass das neue Theaterhaus realisierbar ist. Dazu gehört, dass die nötigen politischen Entscheide, allenfalls auch an der Urne, gefallen sind. Im politischen Kampf um die Salle modulable zeichnen sich drei Fronten ab. Erstens die Lage: Der Standort wichtiger Immobilien wird in Luzern traditionellerweise besonders beherzt diskutiert.

Zweitens die Finanzen: Noch ist unklar, wie viel der Neubau kostet. Die 80 Millionen Franken aus dem Trust werden aber nicht reichen: Als vor vier Jahren ein erstes Mal die Baukosten berechnet wurden, kam man auf 157 Millionen. Stadt, Kanton und weitere private Geldgeber werden für den Rest aufkommen müssen. Nicht weniger herausfordernd ist der Betrieb des neuen Theaters. Dieser wird im frei modulierbaren Saal bestimmt nicht günstiger als im alten Theater an der Reuss. Stadt und Kanton werden ihre heutige Subvention ans Luzerner Theater, 24,4 Millionen Franken, allerdings nicht erhöhen. «Die Eigenwirtschaftlichkeit des neuen Hauses wird klar höher sein müssen», so Reto Wyss, kantonaler Kulturdirektor. Wie sich das mit dem Anspruch verträgt, ein avanciertes Theater zu betreiben, auf das man in ganz Europa neidisch blickt: Das ist noch zu erklären.

Die Ensemblefrage

Und das ist denn auch die dritte Front, die sich in der Diskussion um das neue Theaters in Luzern auftun wird. Die Frage nämlich, was das für ein Theater ist, das an der Reuss in Zukunft gesungen, gespielt und getanzt werden soll – und ob man dafür auf feste Ensembles oder doch lieber auf die freie Szene setzt. Seit Jahren fordert Letztere auch in Luzern einen grösseren Anteil am öffentlichen Theaterbudget. Demgegenüber hat sich Benedikt von Peter, ab 2016 neuer Intendant am Luzerner Theater, schon mal für den Erhalt der Ensembles ausgesprochen.

Kooperation mit freier Szene

«Es gibt nicht nur Schwarz oder Weiss», sagte gestern die städtische Kulturchefin Rosie Bitterli, die die Planung des neuen Theaters leitet. Mit anderen Worten, es wird in Luzern offenbar auf eine enge Kooperation hingearbeitet zwischen dem Luzerner Theater, der freien Szene und ihrem Probe- und Aufführungshaus, dem Südpol.

Und da hilft augenscheinlich der Generationenwechsel, der sich mit dem 37-jährigen Benedikt von Peter abzeichnet. Noch dauert es fast zwei Jahre bis zu seinem Arbeitsantritt im Luzerner Theater. Die Kommunikation aber sei, bestätigen freie Theaterschaffende, schon jetzt viel leichter und offener.